



Bischofssynode

Die Unvollendete: Sie wollte dreimal sterben, dreimal gelang es nicht – Was ist mit den «Modi»? – Warum können Bischöfe kein treffendes Wort für die Priester finden? – Ist nur der «Papalismus» daran schuld, daß die Kollegialität hapert? – Nichts ist verwischt und vertuscht worden – Kollegialität nimmt ihren Anfang bei der Basis, nicht bei der Spitze – Ist Kollegialität Anpassung an Trends?

Wir kommentieren

neue Lebenszeichen der römischen Ortskirche: Das kirchliche Image von Rom – Nicht nur Museum, sondern Mausoleum – Wo bleibt das Glaubenszeugnis der Gemeinde von Rom? – Die Liturgiereform als Test – Die «Jazzmessen» außerhalb der Mauern – Untergrund oder anerkannte Gemeinde? – Kardinal Dell'Acqua stellt sich vor seine Pfarrer – Die Klammer zur Welt-

kirche, P. Bugnini und sein Team – Man spricht wieder von der Kirche von Rom.

Literatur

Zwischen Glauben und Wahrheit: M. Scholochows «Sie kämpften für die Heimat» – Ein Roman, auf den man seit 25 Jahren wartet – «Schnell gezeugt, blind geboren» – «Nur beim Flöhe fangen tut Eile not» – Neugefaßtes Stalinbild – Wer ist schuld? – Den Glauben an die Partei nicht verloren – Umwertung sowjetischer Geschichte – Das Gift muß man in kleinen Dosierungen einnehmen.

Advent 1969

Verlegenheit mit dem Alten Testament: Am ersten Adventssonntag beginnt die neue Leseordnung – Leitlinien für den Umgang mit dem AT – Die einzelnen Texte sind in die alttestamentliche Glaubensgeschichte hineinzustellen –

Nicht bloß ins AT «einführen», sondern «hindurchführen» auf Christus hin – Israels Erfahrung mit den göttlichen Heilsinitiativen – Gott ist kein «eshaftes Prinzip» – Zertrümmerung unserer Götzen – Gott als der «Mit-uns-handeln-Wollende».

Geschichte

Ein geheimes Netz wird aufgedeckt: Dunkel lag bisher über den Wühlarbeiten der «Sapinière» 1909–1921 – Emile Poulat hellt es auf – Ein Unterstaatssekretär des Papstes zieht ein Spionagenetz auf – *Programm der Integralisten* «ohne Zusätze und Attribute» – «Sogenannte katholische Demokratie, eine Wunde am Leib der Kirche» – «Die Kirche und der Papst sind eins» – *Fieber hat man nicht nur mit 40 Grad* – Des Modernismus' angebliche Auswüchse auf sozialem Gebiet – Überschätzter Einfluß der «Sapinière».

Letzter Brief aus Rom zur Synode

Ein Ende ohne Ende

Die Synode der Bischöfe in Rom hat ihr Ende gefunden. Ein Ende, das eigentlich kein Ende war. Schon rein äußerlich war das sichtbar. Am Samstag gab es in der «Wiege Roms» (Grisar), der Kirche Maria Maggiore, den «liturgischen» Abschluß, wie offiziell mitgeteilt wurde. Aber am Montag tagte die Synode fröhlich weiter. Am Dienstag wurde sie vom Papst mit einer Rede abgeschlossen, die vieles von dem, was die Väter vom Papst gewünscht haben, schon vorweg annahm, obwohl die genauen Ergebnisse der Abstimmungen noch gar nicht bekannt waren. Ein Gebet wurde ausgeteilt, das in mancherlei Hinsicht recht interessant war. Am Mittwoch tagte die Synode aber noch einmal. So war es schon rein äußerlich.

Aber auch innerlich gab es keinen rechten Abschluß, und zwar aus drei Gründen:

► Erstens machte Erzbischof Carter, der Präsident der Kanadischen Bischofskonferenz, darauf aufmerksam, daß nach dem Statut der Synode, Paragraph 36, auch über die sogenannten «Modi» abgestimmt werden müsse. Die «Modi» sind die Vorbehalte, die von den Wählenden abgegeben werden können und recht zahlreich abgegeben wurden. Ein Beispiel: Es wurde abgestimmt, ob die Fragen nach der Kollegialität der Bischöfe, wie sie im ersten Teil der Vorlage recht unbefriedigend, in der Relatio von Kardinal Seper weit besser dargelegt wurden, auf der Grundlage der Relatio angenommen und vertieft werden sollten. Die dazu abgegebenen «Modi» bezogen sich zumeist auf die Frage, von wem die theologische Vertiefung zu erarbeiten sei: von der neugegründeten Theologenkommission,

von der Glaubenskongregation, von beiden zusammen? Auch gab es Modi, die, wie der des Bischofs von Chur, die Zuziehung von einigen Bischöfen wünschten, damit die konkrete Sicht dieser Fragen gewährleistet werde und man sich nicht in vielleicht unfruchtbare Spekulationen verirrte.

Wenn es sich in dieser Synode auch nur um Vorschläge an den Papst handelt, wäre es natürlich wichtig zu wissen, wieviele der Synodenmitglieder diesem oder jenem «Vorbehalt» zustimmten. Tatsächlich kam es aus «Zeitnot» nicht mehr zu dieser Abstimmung. Bei der letzten Synode 1967 war schon dasselbe bei den «Modi» über die Mischehenfrage passiert, die dort noch viel bedeutsamer waren, wie P. Rouquette, der in die Modi Einblick hatte, nachgewiesen hat. Der Papst hat in seinem Schlußwort versichert, er werde die Modi «sorgfältig studieren», sie würden also nicht beiseite geschoben, wie manche argwöhnten. Gut und recht. Aber die Synode bleibt auch als Ratsorgan eben doch unvollständig, solange selbst der Papst nicht weiß, wieviele dies, wieviele jenes raten!

► Zweitens: Ohne Abschluß blieb auch die geplante «Proklamation» der Synode an die Priester. Sie schien, mit Recht, den Mitgliedern der Synode wichtig angesichts der nicht wegzuleugnenden Priesternot, der äußeren und mehr noch der inneren! Die dazu eingesetzte Kommission mit Kardinal Marty an der Spitze erarbeitete zwar einen Text, doch dieser gefiel der Versammlung so wenig, daß man beschloß, ihn nicht zu veröffentlichen. Schon am Konzil ging es um eine solche Proklamation an die Priester. Auch sie ist niemals erschienen. Das hinterläßt einen sehr zwiespältigen Eindruck. Sind die Bischöfe derart isoliert von ihren Mitarbeitern im Priesteramt oder so unsicher über die Art, mit ihnen zu sprechen, daß sie ein treffendes und stärkendes Wort einfach nicht finden können? Oder sind sie untereinander derart verschiedener Meinung, daß sie keinen einheitlichen Standpunkt zu finden ver-

mögen? Wie immer, so viel scheint klar: nicht nur in den Augen der relativ kleinen Priestergruppen, auch für die Bischöfe selbst ist die Priesterfrage ein ungelöstes Problem! Es ehrt die Synode, daß sie dies vor aller Welt offen zugegeben hat und sich nicht mit ein paar hochtönenden, wohlgemeinten Gemeinplätzen begnügen wollte. Die Nichtveröffentlichung der schnell gebastelten Proklamation an die Priester war die beste Anerkennung der echten Anliegen der in Rom tagenden Priestergruppen, die in etwa die Nichtgewährung einer Audienz beim Papst ausglich, denn nur das wollten die Priestergruppen: daß man ihre Probleme als echte Fragen anerkannte.

► **Drittens:** Der Papst hat den Vorschlag der Synode, das permanente Sekretariat zu erweitern und einen permanenten Bischofsrat einzurichten, der sich mit der Vorbereitung der nächsten Synode nach den Vorschlägen der Bischofskonferenzen zu befassen hat, angenommen. Aber wie wird dieser Bischofsrat besetzt? Wer ernennt die Mitglieder, wie wird er so zusammengesetzt, daß er wirklich den ganzen Erdkreis darstellt?

All diese Fragen hängen noch völlig in der Luft, und doch ist ohne ihre Beantwortung das immerhin bedeutsamste Ergebnis der Synode noch wie ein schwabbeliger Embryo. Ich will nicht sagen, daß das Schicksal dieser vom Papst angenommenen Empfehlungen dasselbe sein wird wie die Reformbestimmungen Pauls VI. über die römische Kurie und insbesondere über die Verfahrensfragen bei Prozessen in der Glaubenskongregation. Dort fehlen jetzt (nach drei Jahren) noch immer die näheren Ausführungsbestimmungen, und eben deshalb hat die ganze Bulle auch keine verpflichtende Rechtskraft, wenn ich richtig unterrichtet bin. So können Dinge, wie das Inquisitionsverfahren gegen Msgr. *Illich*, das freilich auch rein menschlich eine Ungeheuerlichkeit war, vorkommen, ohne daß es eine rechtliche Handhabe dagegen gäbe. Hier also, in der Frage der Synode, wird es nicht so sein, denn der Papst – wohl wissend um die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben werden – hat ausdrücklich versichert, daß er «rasch» klare Entschlüsse im vorliegenden Sinn fassen werde.

Aber auch ein Papst ist kein Gott. Wenn bei Bestimmung dieses permanenten Rates von Bischöfen das gesamte Kollegium in irgendeiner Form beteiligt sein soll (und das war doch der Wunsch Kardinal *Pomas*, dessen Eingabe der Synodempfehlung zugrundeliegt), so ergibt das naturgemäß einen recht komplizierten Weg. Zwar hat der Generalsekretär *Rubin*, ein Mann voll elastischer Spannkraft, bereits privatim geäußert, daß er nun eine lebhaftere Reisetätigkeit von Bischofskonferenz zu Bischofskonferenz entfalten wolle, nicht um zu befehlen, was ja nicht seines Amtes ist, sondern um zu hören und wie eine fleißige Biene an den Papst heranzutragen, was hier und dort als lebendiges Problem empfunden wird. Aber nicht jeden Monat versammeln sich die Bischöfe einer Bischofskonferenz, und oft arbeiten gerade diese Konferenzen liederlich langsam. Zum Beispiel: Daß sich die Bildung der von der letzten Synode gewünschten Theologenkommission über zwei Jahre verzögerte, war – wie sich jetzt herausstellt – nicht so sehr dem Widerstand von Kurienkardinälen zuzuschreiben, sondern der Lässigkeit von Bischofskonferenzen (und nicht der geringsten!), die sich einfach nicht aufrufen konnten, die angeforderte Liste von aus ihrer Sicht geeigneten Theologen zusammenzustellen und einzusenden. Kurzum, die Kollegialität ist eine gar nicht so einfache Sache. Sie verlangt von allen «Kollegen» einen reellen Einsatz und setzt alle auch einer möglichen Kritik aus.

Die unbewältigte Theologie nicht verdrängt

Doch seien wir darüber nicht traurig. Es ist besser, daß diese Synode eine unvollendete blieb, als wenn sie ein paar lächerliche Details, die über in jedem Betrieb längst übliche Anstandsregeln nicht hinausgegangen wären, veröffentlicht hätte. Die

Synode war sehr kurz. Sie begann praktisch erst am 13. Oktober und dauerte – von den Aufräumungsarbeiten am 28. Oktober abgesehen – genau 14 Tage.

Übrigens war der 28. Oktober der Tag, an dem *Roncalli* 1958 zum Papst Johannes XXIII. gewählt wurde. Ein Gedächtnis, das niemand erwähnte. Mir machte es Freude, daß gegen alle Absicht dieser Tag tatsächlich eben doch der letzte der Synodenversammlungen wurde. Es gibt Listen der Vorsehung ..., sie zu beobachten, stärkt den Optimismus. Sie sind wie ein Augenzwinkern von oben ... Doch das nur ganz nebenbei.

Doch wenden wir uns den Fragen zu, die diese Synode nicht bewältigt hat, obwohl sie für die Zukunft der Kirche von größter Wichtigkeit sind.

1. Man hat gesagt, der erste Teil der Vorlage, der sich mit der Theologie der Kollegialität befaßte, wäre besser überhaupt ausgefallen, denn diese Synode war gar nicht in der Lage, diese Frage ernstlich zu vertiefen. Man hätte besser getan, nur die Texte des Zweiten Vatikanums zu zitieren und dann sofort mit den praktischen Fragen zu beginnen.

Ich bin nicht dieser Meinung. Die Theologie des Konzils ist nämlich eine unvollkommene. Sie läßt verschiedene Deutungen zu. Man hat sich im Konzil getrennt, ohne die Lehre von der kollegialen Struktur der Kirche bis ins Detail ausgearbeitet und durchdacht zu haben. Das war den Umständen entsprechend klug, aber zugleich gefährlich, denn es enthielt die Möglichkeit, daß praktisch jede Realisierung echten kollegialen Wirkens wieder in Vergessenheit geriet! Viele Theologen bei uns in den nördlichen Ländern waren vor der Synode der Ansicht, daß die Entwicklung bereits jetzt in vollem Gang sei, und es läßt sich nicht leugnen, daß manche Ereignisse diese Ansicht sehr kräftig zu unterstreichen schienen. Um nur das letzte zu nennen: die Vorlage selbst! Sie schien doch wieder den Papst allein als einziges Prinzip der Einheit darzustellen, auch wenn sie gewiß die Sätze des Konzils über die strikte (das heißt rechtliche) kollegiale Tätigkeit der Bischöfe (im Konzil und auch auf andere Weise) nicht verschwieg. Aber dort, wo von der Kollegialität der Bischöfe die Rede ist, wird nichts davon gesagt, daß das Kollegium der Bischöfe (gewiß mit dem Papst) die oberste Autorität in der Kirche darstellt, und nichts davon, daß auch bei *nicht* strikt kollegialen Handlungen der Bischöfe (eventuell in Bischofskonferenzen oder lokalen Synoden) diese doch gemäß dem Sinn der Kollegialität echte Entscheidungsvollmachten haben können, wie auch die Synoden nicht *nur* dazu da sind, dem Papst die Ausübung seines Amtes zu erleichtern! Daß diese Aspekte doch wenigstens wieder in Erinnerung gerufen wurden (in der *Relatio* von Kardinal *Seper*, in den Interventionen von Kardinal *Döpfner*, Bischof *Vonderach* und anderen), ist doch von großer Bedeutung. Der Fragepunkt wurde wieder ins Visier gerückt, er, der in Gefahr war, unmerklich-verrückt zu werden.¹

Der «verborgene Schatz» in der Synode

Mir scheint, überdies, daß der Ausgangspunkt in der Betrachtung der Kollegialität in der Vorlage des Synodentextes doch der richtige war, trotz seiner Lückenhaftigkeit in der weiteren Ausführung. Die Diskussion hat dies – vielleicht ein wenig in Abweichung von den Ausführungen Kardinal *Döpfners* – herausgestellt. Der Ausgangspunkt für die kollegiale Struktur der Kirche ist nicht so sehr in der «juridischen» Vollgestalt des Bischofskollegiums als oberster Autorität in der Kirche zu suchen, sondern in der sogenannten «*Communio fidelium*», das heißt der Gemeinschaft der Gläubigen, welche grundsätzlich

¹ Nebenbei gesagt: In der «*Herder Korrespondenz*» und anderswo – auch in unserer Zeitschrift – wurde gesagt, daß der Text der Vorlage von P. *Bertrams*, Professor an der Gregoriana, stamme. Demgegenüber versicherte mir Prof. *Bertrams* persönlich, daß er an der Redaktion dieses Textes in *keinem* Stadium seiner Entwicklung beteiligt gewesen sei! Die Ehrlichkeit verlangt es, diese Richtigstellung zu veröffentlichen. Vermutungen hat man zu Gewißheiten werden lassen, das ist ein leider häufiger Fehler der heutigen Publizistik, den wir – soweit er uns selbst betrifft – aufrichtig bedauern.

alle in der gleichen Einheit des Glaubens und der Verpflichtung des Zeugnisses für das große Heilsereignis unserer Menschheit stehen, nämlich der Zusage Gottes an die Menschen in Jesus Christus. Aus dieser Einheit des Zeugnisses aller, von der sich kein Christ entbinden kann, ergibt sich notwendig auch ein Grundrecht in der Kirche, ein Mitspracherecht, einfach als Christ. Dieses Grundrecht ist in allen gleich, im letzten Christen wie im Papst. Erst von daher wird innerlich verständlich, weshalb trotz des von Gott gesetzten Amtes und Primates dennoch immer und in jedem Autoritätsakt auch die Mitsprache aller beteiligt sein muß; gestuft gewiß, aber dennoch durchaus reell und konkret. Bei der Suche nach neuen Formen der Kollegialität der Bischöfe darf diese, wenn man will (demokratische), Grundstruktur der Kirche nie aus dem Auge gelassen werden; sie gibt auch der Autorität in der Kirche ihren kollegialen Charakter in letzter theologischer Begründung. Besser als die meisten andern hat dies Bischof Vonderach angetönt; aber in vielen andern Voten kam es doch auch zum Ausdruck.

Wenn die Synode, deutlicher als das Konzil, diese Grundverfaßtheit der Kirche schon im vorrechtlichen Raum aufgezeigt hat, die sich sodann in allen rechtlichen Strukturen so auswirken muß, daß jene als die dem Wesen der Kirche entsprechend-

ste zu gelten haben, in denen die Mitbeteiligung aller am besten sichtbar und bewußt wird, wenn die Synode das deutlich gemacht hat, dann war das ihr größter Gewinn.

Das alles gilt – ganz unabhängig von den Demokratisierungstendenzen unserer Zeit. Es folgt aus dem Wesen der Kirche, die Christus gesetzt hat als sein Zeichen unter den Völkern, als die Gemeinschaft der Zeugen für seine Heilstat; es folgt aus dem Kern unseres Glaubens. Es ist aber klar, daß die Tendenzen unserer Zeit es uns erleichtern, die entsprechenden Formen zu finden. Sagen wir besser, gewisse Tendenzen unserer Zeit. Ihnen stehen andere gegenüber: Tendenzen der Vereinheitlichung, der strafferen Organisation, der Planung, der Riesengebilde. Wenn die Kirche sich – bei aller hierarchischen Struktur, die sie nicht aufgibt und aufgeben kann – gerade heute für eine Wiederbelebung ihrer kollegialen Struktur von ihrem Charakter als Volk Gottes her entscheidet, dann nicht aus billiger Anpassung an Trends, sondern vielleicht mehr, gewiß mehr deshalb, weil sie die Hüterin der Würde des Menschen überhaupt sein muß und weil der ihr von ihrem Stifter eingeprägte Charakter, den sie in den letzten Jahrhunderten wohl vernachlässigt hat, gerade jetzt mächtig aufbricht unter der Führung des Hl. Geistes.

Mario von Galli

Lebendige Gemeinde in Rom

«Ein Mausoleum ist dieses Rom, ich kann darin nicht leben!» Klage eines Kollegen, der als Publizist beruflich in Rom tätig war. Er sprach mir aus dem Herzen. Eine ganze Stadt unter Denkmalschutz, eine Stadt, die in dieser Zeit der Bewegung und des Umbruchs in nichts ihr Gesicht ändert, es sei denn durch die immer ausgewosene Verstopfung ihrer von parkierten Autos verstellten Gassen: eine solche Stadt hat etwas Bedrückendes an sich. Bedrückend ist aber auch seit langem das Image der Kirche in dieser Stadt. Gleich wie die alten Mauern umfangreicher Palazzi und die schwerfälligen Denkmal- und Eigentumsgesetze der Sanierung des Verkehrs entgegenstehen, so verstellen sowohl die vom Pilgertourismus überfluteten kirchlichen Stätten und Bauten wie die vielen aus aller Welt beschickten Seminarien, Ordenskurien, Mutterhäuser und Generalate – nicht zu reden vom optisch dominierenden Vatikan – die Sicht auf das, was es in dieser Stadt selber, in ihrer hier gewachsenen und hier heranwachsenden Bevölkerung an «Volk Gottes», an Gemeinde und Glaube gibt oder nicht gibt.

Begreiflich, daß die negative Vermutung überwiegt. Wohl flackern fast in jedem Kirchenraum noch immer einige Spenderkerzen; aber sie verzehren sich stellvertretend für die früher länger und zahlreicher verweilenden stillen Beter. Bei spektakulären kirchlichen Anlässen überwiegen die Nonnen und Kleriker und, die beiden ersten Gruppen zu einem schönen Teil mitumfassend, die Ausländer. Das kirchliche «Image» von Rom ist somit das einer (mit den Instituten ihrer klerikalen Ämter- und Bildungshierarchie) in den Leerwohnungen der Ortskirche künstlich angesiedelten Allerweltskirche, der die lebendige Basis, die Verwurzelung im heimischen Boden fehlt. Die Klage darüber ist alt und schließt eine beständige Kritik am Oberhaupt dieser Kirche, seinem Vorrang und universellen Anspruch im Hirtenamt ein. Ausgesprochen oder unausgesprochen denkt man: Wenn der Papst in seinem eigenen Haus so wenig ausrichtet, was will er dann die ganze Welt lehren?

So simpel der Satz klingt, so fehlt ihm doch nicht jede theologische Relevanz. Denn schon Cyprian sagte: «Was wäre der Bischof ohne seine Kirche», und die universellen Ansprüche des römischen Bischofs gründen nun einmal nach ältester Tradition darauf, daß er Bischof der «Kirche der Stadt Rom» ist.¹ Dies wird auch heute immer noch von den alten Kirchen des Orients betont. Einen Primat der «Kirche von Rom», die

Cyprian die «Wurzel und Mutter der katholischen Kirche» nennt, würden sie auf der spirituellen Ebene ohne weiteres anerkennen, sofern der Lobpreis des Apostels Paulus heute noch Gültigkeit besäße, daß der Glaube der Gemeinde von Rom in der ganzen Welt gerühmt werde (Röm 1, 8).

Man hat es daher seinerzeit unter den orthodoxen Kirchen sehr beachtet, als Papst Johannes XXIII. die Ankündigung des «ökumenischen Konzils» mit der Einberufung einer vorgängig zur Reform seiner eigenen Ortskirche abzuhaltenden «Römischen Synode» verband. Die viel zu kurze Synode mißglückte zwar und ließ deshalb weitherum das Barometer der Erwartungen auch in das Konzil sinken; aber als dieses Konzil dann einen ganz anderen, einen positiven, reformfreudigen Verlauf nahm, blieb auch die Gemeinde von Rom davon nicht völlig unberührt.

Als Test dafür mag die *Erneuerung der Liturgie* gelten.

Jedermann muß heute anerkennen, daß für dieses Herzstück kirchlicher Reform wesentliche Impulse von Rom ausgegangen oder dort bereitwillig verarbeitet und für die ganze Kirche fruchtbar gemacht worden sind. Das gilt sowohl für die erste Bresche, die Pius XII. mit der Erneuerung der Osternacht in den lateinisch zementierten Wall des liturgischen Immobilismus schlug; es gilt erst recht für all die Arbeit, die schon in der vorbereitenden Kommission des Konzils wie dann im «Consilium» zur Ausführung der Reformbeschlüsse das tatkräftige und sachkundige Team des Lazaristenpaters *Hannibal Bugnini*, allen Widerständen zum Trotz, geleistet hat. Daß hier schöpferische Kräfte am Werk sind, die nicht nur zur Aufstellung allgemeiner Regeln, sondern auch zu beispielhafter Gestaltung «ad hoc» (zu bestimmten Gelegenheiten) fähig sind, konnte man schon vor zwei Jahren anlässlich des Internationalen Laienkongresses und der ersten Bischofssynode (Feier mit Patriarch Athenagoras) feststellen, und dies hat damals nicht zuletzt nichtkatholische Beobachter sehr beeindruckt. Aber obwohl sich dies – was viele schon baß erstaunte – in Rom abspielte, so war es doch immer noch nicht die Gemeinde von Rom, die hier mitspielte. Ja, man mochte sich fragen, ob die sukzessiven Etappen der planmäßig und stetig vorangetriebenen Liturgiereform, die nunmehr mit der Einführung des neuen Ordo Missae ihren Höhepunkt findet, nur die Sache einiger Experten sei, die überall, nur nicht in Rom selber, ihre «Experimente» in der Öffentlichkeit einer Gemeinde und zusammen mit dem «gemeinen Volk» durchführen konnten. Denn selbst wenn keine Furcht vor den Argusaugen allzu naher und allzu zahlreicher kirchlicher Disziplinargewalten bestanden hätte: wo war denn in Rom eine solche Gemeinde aufzutreiben, die zu

der berühmten «tätigen Mitwirkung», von der schon Pius X. träumte, fähig, bereit und bereitete war? Konnte sich unter der Last einer museal erstarrten Tradition überhaupt so etwas entwickeln? Mußte man allenfalls in die Katakomben steigen, um neues Leben zu entdecken oder zu entfachen?

Untergrund oder anerkannte Gemeinde?

Die Gerüchte über solch neues Leben rochen in der Tat nach «Underground», ja, wenn man der polemischen Darstellung in der römischen Rechtspresse Glauben schenkte, sogar nach Häresie. In der Wirklichkeit, wie ich sie vorgefunden habe, bleibt davon nur die Tatsache übrig, daß der Ort der Handlung eine Krypta ist. Das Geschehen selber ist weder kryptogen noch apokryph, aber es geschieht wirklich etwas, und das verdient berichtet zu werden.

Sonntag 11 Uhr. An der Via Giovanni Battista De Rossi, einen Kilometer außerhalb der Porta Pia, steht ein netter Haufen Leute, vornehmlich junges Volk, vor der unter Pius XII. den kanadischen Märtyrern geweihten Pfarrkirche. Ein Schild verweist auf die «cripta»: eine geräumige, an die 600 Personen fassende Unterkirche. Sie füllt sich, im Gegensatz zu so vielen anderen Kirchen, von vorn nach hinten, das heißt, es bleibt niemand bei der Türe stehen, und eine größere Anzahl nimmt im Chorraum Platz. Hier steht auch eine Gruppe von Sängern, Vorbetern und Gitarrespielern. Sie singen zwei Lieder und üben sie mit den bereits Hereingekommenen. Zugleich wärmen sie so noch informell die Atmosphäre an. Zur unmittelbaren Einleitung und Begrüßung tritt ein etwa 30jähriger Mann mit schwarzem Kraushaar, in ein braunes Lederwams gekleidet, ans Mikrofon. Er bereitet in freier Rede auf die bevorstehenden Lesungen des Einundzwanzigsten Sonntags nach Pfingsten vor und gibt das Thema der Feier an: Verzeihen.

Nun erscheint der Pfarrer mit drei Konzelebranten. Das Lied, das die Gemeinde zu deren Eingang singt, erinnert in Melodie und Rhythmus in etwa an einen Gospel-Song. Der Pfarrer fordert zu Besinnung und Buße auf. Nach ein paar Augenblicken der Stille ruft er Gottes Erbarmen an, und zwar zuerst für die allen gemeinsame Schuld, dann für Versager der Kirche samt ihrer Häupter, Bischöfe und Papst, zuletzt für die eigenen, persönlichen Sünden. Die Gemeinde antwortet jeweils mit einem gesungenen «Erbarme Dich» (Kyrie). Nach dem gemeinsam rezitierten Gloria und der Tagesoration tritt ein junges Mädchen ans Mikrofon und aktualisiert in kurzen, sehr gepflegt und besinnlich gesprochenen Worten die Thematik der Epistel von der Wafferrüstung des Christen im Epheserbrief. Nach deren Verlesung durch einen weniger geübten Mann antworten Chor und Gemeinde mit einem Psalmlied im Stil der französischen Psalmen von Gelineau. Eine andere junge Dame führt, noch kürzer und prägnanter als die erste, in das Evangelium ein.

Die Parabel vom unbarmherzigen Knecht, durch den Pfarrer vorgelesen und von ihm kommentiert, wird zum Ereignis: «Diese Botschaft vom Verzeihen (Gottes und der Menschen) ist fürwahr das Schwert, das hineinragt in die Menschheit und uns in zwei Hälften teilt ...» Eindringlich, ja feurig, hat der Priester geredet; zum Schluß weist er ruhig auf das andere Mikrofon: «Wie am letzten Sonntag ist wieder Gelegenheit, das Wort zu ergreifen. Wer etwas zu sagen hat, das zum Thema paßt, und es knapp formulieren kann, trete vor.» Und schon beginnt der «Korreferent»: «Das göttliche Verzeihen kommt uns von oben durch die sieben Sakramente zu ... Sie begleiten unser ganzes Leben von der Wiege bis zum Grab. Darauf wollen wir bauen.» Noch relativ ruhig hat dies der Mann gesagt, doch nun wird seine Stimme heftiger: «Dieses Verzeihen von oben genügt mir; auf die Verzeihung von seiten der Menschen verzichte ich. Deshalb protestiere ich gegen die extravertierte Form dieser Feier mit den Gitarren: diese Messe ist ein Sakrileg!» Entrüstetes Murren und Zwischenrufe antworten auf diese Herausforderung. Der sie vorbrachte, mag etwa dreißig sein. Blonde Haare und ein ebensolcher Bart umrahmen sein rötliches Gesicht. Er macht sogleich einem zweiten Votanten

Platz. Der ungefähr gleichaltrige Mann mit dunklen Augen in einem schmalen, bleichen Gesicht findet: «Mit dem Verzeihen allein ist es nicht getan ... Ein Minimum an Bereitschaft zur Änderung ist notwendig. Jesus hat auch nicht immer nur verziehen. Den Pharisäern hat er sein «Wehe» entgegengeschleudert.» Nach dieser erwägenswerten Feststellung wartet man vergeblich auf eine Schlußfolgerung. Es wird nicht klar, ob der Mann seinen Vorredner sekundieren will oder was er im Schilde führt, denn seine Sätze verhaspeln sich und man versteht nicht mehr, was er sagen will. Noch ehe die Situation peinlich wird, kommt die Rettung: die Gemeinde fällt wie ein Mann in die von irgend jemandem angestimmte Rezitation des Credo ein.

Die Kontroverse scheint in diesem «uni sono» ihr Ende zu finden. Doch der Pfarrer steht noch immer auf der Kanzel. «Ich habe noch eine Erklärung zu verlesen, die für uns alle, für Euch, für mich und für das, was wir hier tun, wichtig ist.» Lautlos vernimmt die Gemeinde durch offizielles Schreiben des Generalvikariats von Rom, wie ihre Meßfeier und die anderer römischer Gemeinden in der Presse angegriffen und wie die verantwortlichen Pfarrer diskriminiert worden sind. «Der Verfasser ist ein Priester, der nicht zum Bistum der Stadt Rom gehört» (er stammt in der Tat aus einer Nachbardiözese). Die Angriffe werden zurückgewiesen: «Nicht jedem brauche der Stil dieser Feiern zu gefallen, aber sie entstünden aus großem Ernst und freudiger Anteilnahme und fänden die kirchliche Billigung.» Der Pfarrer fügt der Verlesung kein Wort hinzu, aber der Kommentar kommt unmittelbar aus dem Publikum. «Das ist nicht die Wahrheit» ruft mit nicht sehr lauter, aber in der Stille gut vernehmlicher Stimme der Mann mit dem blonden Bart. Neue Spannung liegt über der Versammlung. Während die Messe mit den Fürbitten fortschreitet und die Opfergaben vom Altar gebracht werden, tritt ein Priester mit violetter Stola, aus einem Beichtstuhl kommend, auf den «Rechtskontestatar» zu und mahnt ihn zur Ruhe. Der Mann hat samt seinem Kollegen und einer Frau, die ihn nun ebenfalls zu beschwichtigen sucht, neben einer Greisin Aufstellung genommen, die unmittelbar vor mir zitternd in der Bank sitzt. Aus dem Munde des leise auf den Mann einredenden Priesters höre ich deutlich das drohende Wort «Polizei».

Friede wird Ereignis

Von der Wandlung an – den gesungenen Einsetzungsbericht beschließen die ebenfalls gesungenen, von den Gitarren diskret intonierten Akklamationen des Volkes – bleibt die Dreiergruppe mit dem blonden Mann demonstrativ auf dem Boden knien, während alle andern stehen. Vorn am Altar wird nun das Vaterunser mit einer spontan gesprochenen Aufforderung zur Gemeinschaft eingeleitet. Alle geben nun einander mit gekreuzten Armen die Hand und bilden so eine Kette. Auch dem blonden Mann werden Hände angeboten, aber mit dem Hinweis auf seine kniende Stellung lehnt er sie ab. Nach dem Agnus Dei mit dem Friedensgebet erfolgt der letzte Ansturm. «Damit wir alle kommunizieren, am Leibe Christi Anteil haben können, wollen wir uns den Frieden geben.»

«Jawohl den Frieden. Wir sind nicht hierhergekommen, um zu diskutieren. Wir müssen Frieden schaffen.» Der Pfarrer hat die ersten Worte gesprochen, einer aus der Laiengruppe hat ihn sekundiert. Und nun wendet sich ein jeder zu seinem Nachbar, blickt ihm in die Augen, reicht ihm fest die Hand und spricht ihm den Frieden zu. Zwischen Eltern und Kindern oder unter Freunden geht es noch herzlicher zu, aber die entscheidende Bewegung zielt auf den blonden Mann. Zwei Mädchen aus der Laiengruppe sind die ersten, die bis zu ihm vordringen. Noch kniet er am Boden, aber langsam erhebt er sich. Die Freundlichkeit der beiden scheint ihn zu verwirren. Und schon ist auch der Anführer mit dem Lederwams zur Stelle. Er streckt ihm die Hände entgegen, klopf ihm auf die Schultern, und der

Widerstand ist gebrochen. Zwei Männer versöhnen sich. Zuletzt tritt der Pfarrer im Meßgewand hinzu. Auch er hat sich vom Altar her den ganzen Weg durch die dicke Menge gebahnt. Schweiß steht auf seiner Stirn und sein Gesicht verrät, daß es ihm nicht leicht fällt. Aber Friede muß geschaffen, das Evangelium muß Wirklichkeit werden. Und so geben sich auch diese beiden, der Pfarrer und sein – vielleicht nur leicht pathologischer – Widerpart, die Hand. Unter allgemeinem Gesang wird nun von den vier Priestern das Heilige Mahl ausgespendet. In tiefer Stille verharrt sodann die ganze Versammlung in Danksagung. Am Ende der Messe wird mitgeteilt, daß jedermann eingeladen sei, die Feier des nächsten Sonntags mitvorzubereiten. Wer sich dafür engagieren wolle, möge sich eine Stunde vorher in einem kleineren Versammlungsraum einfinden.

Weltkirche und Ortskirche – Kommunikation der Reform

Das war es, was ich erlebt habe. Vermutlich wird es nicht jeden Sonntag so dramatisch zugehen, und das Risiko freier Predigtvoten mag manchen, so oder so, problematisch erscheinen. Aber solange die «neue Liturgie» selber auf Opposition stößt, ist es da nicht gut, dieses Sich-Aussprechen und die Gegensätze so zum Austrag kommen zu lassen? Insofern Kontestation (komme sie nun von «rechts» oder von «links») der Bewußtwerdung dient, beweist das einmalige Ereignis jedenfalls, wie hier Meßfeier überhaupt in wahrhaftigem Bezug zur Wirklichkeit und in schöpferischer Ausgestaltung des vorgegebenen Rahmens aufgefaßt wird. Wie die Erklärung des Generalvikariats verrät, steht diese Gemeinde in Rom bereits nicht mehr allein, und ihre Feier ist keineswegs künstlich dirigiertes «Experiment». Sie ist von unten wachsendes, ernsthaftes Leben, dem von oben Schutz und Hilfe zuteil wird. Man darf annehmen, daß die verschiedenen Pfarrer untereinander in Kontakt stehen oder irgendeine Schulung mitgemacht haben, nachdem es in Rom nicht nur ein initiatives internationales liturgisches Institut der Benediktiner auf dem Aventin, sondern auch eine diözesane liturgische Kommission des Vikariats gibt, in der man – wen überrascht es – schon seit Jahren den Namen von Pater *Bugnini* findet.

Wenn wir ihn hier zum Schluß nochmals erwähnen, so um zu präzisieren, daß seine Tätigkeit für die Liturgiereform der Gesamtkirche schon von Anfang an auch in der römischen Ortskirche verankert war. Daß Bugnini heute schließlich auch noch «Delegierter für die Anwendung der Liturgiekonstitution des Konzils auf die päpstlichen Zeremonien» ist, beweist doch wohl, wie konsequent der jetzige Papst diesem Mann vertraut und wie konsequent er diese Reform, so sehr sie gerade kontestiert wird, durchgeführt sehen will.²

Es ist aber bekanntlich die Liturgiereform eben die Erneuerung, von der das Konzil seinen Ausgang nahm und die auf die verschiedensten Bereiche (von der Theologie der pilgernden und

pluriformen Kirche über die Konzeption des Priestertums bis zu den Kompetenzen der Bischofskonferenzen) ausstrahlte. Es scheint daher doch recht beachtlich, daß es mindestens hier bereits Kommunikation und Austausch gibt zwischen dem, was wir anfänglich vom lokalen römischen Blickfeld aus die «Allerweltskirche» nannten und dem kirchlichen Leben der Stadt Rom, dessen Wirklichkeit heute eben «außerhalb der Mauern» zu suchen ist, wo das Museum aufhört. Freilich, was sich hier als Banlieue ausdehnt und gegen drei Millionen Menschen umfaßt, erhebt als Ganzes gewiß nicht den Anspruch, «Kirche» von Rom zu sein. Denn was in dieser Zone seit dem Krieg an sozialen Sünden allein in der Bauspekulation begangen wurde, wird in seinen Folgen nicht durch ein paar liturgisch lebendige Pfarreien behoben. Aber nachdem ausgerechnet Rom zum Schauplatz von Protesten gegen die Liturgiereform gewählt wurde, die große Publizität erlangten,³ verdient auch einmal das «andere Rom», das still und bescheiden sich erneuernde Leben seiner Gemeinden, erwähnt zu werden. Mag der Papst heute das Bischofsamt der Seelsorge für seine Stadt Rom nicht mehr persönlich ausüben, sondern delegieren: sein letztes Jahr neu eingesetzter Vikar, Kardinal *Dell'Acqua*, ist der Mann seines in langjähriger Zusammenarbeit erprobten Vertrauens. Mit der Art, wie er sich vor seine verschrieenen Pfarrer stellt, nachdem er persönlich die inkriminierten «Jazzmessen» besucht hat, gibt Dell'Acqua ein Beispiel, was ein Bischof, und was ein Bischof der Kirche von Rom ist.

Ludwig Kaufmann

Anmerkungen

¹ Die Bezeichnung «Bischof der heiligen, katholischen und apostolischen Kirche der Stadt Rom» (urbis Romae), wie sie zum Beispiel Papst Martin I. (649–653) braucht, findet sich in einem Schreiben Stephan III. (768–772) parallel und synonym mit dem Ausdruck Bischof der «Römischen Kirche». Bischof der «universellen Kirche» (ecclesiae universalis) zu sein, erwähnt andererseits (freilich nicht als «Titel») schon Leo I. (440–461), während Gregor der Große unter ausdrücklicher Berufung auf die Ortskirche dagegen protestiert, der «universelle Vater» (papa universalis) zu sein: «Wäre ich es», so schreibt er an Eulogius, «so wäret ihr (Bischöfe) nicht mehr die Väter eurer Stadt.» Prof. *Wilhelm de Vries*, dem wir diese Auskünfte verdanken, bemerkt dazu: «Das Vatikanum I hat diesen Brief zitiert, aber ohne Berücksichtigung dieser Stelle, die doch mindestens der Kommission bekannt sein mußte.»

² Bugnini, das sei hier erwähnt, wurde zu Beginn des Konzils trotz seiner vortrefflichen Arbeit in der vorbereitenden Kommission das Opfer einer im Heiligen Offizium gegen ihn aufgezogenen Intrige. Es war Paul VI., der schon als Kardinal Montini seine Arbeit zu schätzen wußte, und der ihn, Papst geworden, rehabilitierte und an die verantwortliche Stelle für die Ausführung der Liturgiereform setzte.

³ Wir meinen hier nicht nur die Angriffe in der römischen Presse, die die römische Ortskirche betreffen, sondern auch die Proteste gegen die Einführung des neuen Ordo Missae in der Weltkirche, mögen sie von den Kardinälen *Ottaviani* und *Bacci* stammen oder von Dr. *von Saventhem*, dem in dieser Hinsicht von seiner eigenen Organisation desavouierten Präsidenten der internationalen «Una Voce».

ZWISCHEN GLAUBE UND WAHRHEIT

In einem Interview, das *Jewgeni Jewtuschenko* im September 1965 dem «NIN»-Korrespondenten *Ilija Bojovic* gab, erklärte der für seine offenen und gelegentlich recht unorthodoxen Ansichten bekannte sowjetische Dichter: «Für mich ist gegenwärtig – und das ist meine rein persönliche Meinung – der beste russische Schriftsteller von den heute lebenden immer noch *Scholochow*.¹ Er lebt noch, hat aber schon lange nichts mehr geschrieben. Wenn wir schon von den lebenden Schriftstellern sprechen, müssen wir zugeben, daß er zweifellos ein großer Schriftsteller ist.»²

Dieses Lob eines Vertreters der jungen Garde in der Sowjetli-

teratur verdient durchaus Beachtung, aber auch die Bemerkung, Scholochow habe schon lange nichts mehr geschrieben, sollte nicht überhört werden. Trifft dies tatsächlich zu?

Bereits 1958, als bei der Nobelpreisverleihung *Pasternak* dem von sowjetischer Seite portierten Scholochow vorgezogen

¹ Siehe 1. Teil «Zwischen Ideologie und Praxis» Nr. 19, S. 211–213, 2. Teil «Ein zerrissener Mensch» Nr. 20, S. 222–224.

² Jewgeni Jewtuschenko, geboren 1933, bekannt durch seine antistalinistischen Gedichte und sein Poem «Stanzija Sima». – «NIN», Belgrad, 26. 9. 1965, zit. nach «Ost-Probleme» 1965, S. 803.

wurde, war neben anderen dieses Argument gegen Scholochow ins Feld geführt worden – und dann erschien 1959 der zweite Band von *Neuland unterm Pflug*! Scholochow war damals zweifellos tief verärgert. Gerüchte wollen wissen, sein Buch sei in den Netzen der Zensur lange hängengeblieben und erst durch die Pasternakaffäre daraus befreit worden.

Nur beim Flöhefangen tut Eile not

Nun, Scholochow ist sicherlich kein Akkordschriftsteller. Volle 15 Jahre arbeitete er an seinem Meisterwerk *Der stille Don* und noch wesentlich länger an *Neuland unterm Pflug*. Den Vorwurf der Langsamkeit oder gar der schöpferischen Unproduktivität kennt er schon lange, und er wehrte sich gegen solche Unterstellungen stets mit Vehemenz, wobei es ihm nicht an Argumenten mangelte. Im Februar 1956 erteilte er dem Genossen *Gafurow* auf dem XX. Parteitag der KPdSU eine Lektion:

«Genosse Gafurow hat recht, wenn er vom Zurückbleiben der Literatur spricht. Aber Genosse Gafurow hat unrecht, wenn er dieses Zurückbleiben aus einem Absinken der schöpferischen Aktivität erklärt. Nicht darin liegt die Ursache.

Es ist durchaus natürlich, daß die Literatur bis zu einem gewissen Grad hinter dem Leben zurückbleibt, weil die ernste Literatur keine Wochenschau ist und weil – wie *Leo Tolstoi* sagte – nicht nur sehr anstrengende Arbeit, sondern auch sehr viel Zeit dazu gehört, große Gemälde zu schaffen.

Weiß Genosse Gafurow, daß *Alexej Tolstoi* an seinem Roman *Der Leidensweg* 22 Jahre lang geschrieben hat und den Roman *Peter I.* trotz fünfzehnjähriger Arbeit nicht zum Abschluß bringen konnte? Beispiele dieser Art könnte man in großer Zahl anführen, und all das ist dem Genossen Gafurow wahrscheinlich bekannt. Aber ich bin davon überzeugt, daß er nicht das gute, aber gesalzene ukrainische Sprichwort kennt: *«Schnell gezeugt – blind geboren.»* Auch dafür gibt es viele Beispiele, Fälle, in denen übereilt zum Abschluß gebrachte Bücher der Feder des Schriftstellers blind oder schwachsichtig entsprangen und folglich auch nicht die breiten Massen der Leser zu sehen bekamen.

Unsere sowjetischen Leser verzeihen uns Langsamkeit, aber sie verzeihen uns niemals ein schlechtes, farbloses Buch!

Im Leben, Genosse Gafurow, ziehe ich ebenso wie Sie das Flugzeug dem Karren vor, aber in der Literatur ziehe ich etwas anderes vor: Hier ist es besser, mit schwerem, aber dem Volk nützlichem Gepäck im Karren zu fahren, als mit einem leichten Necessaire mit Nagelfeilen, mit Bürstchen verschiedener Größe und sonstigen zur persönlichen Ausstattung des Gecken gehörenden Säckelchen in der Hand im Flugzeug zu fliegen.»³

Und in einem Interview mit tschechischen Schriftstellern sagte er 1958 kurz und prägnant: *«Eile im schriftstellerischen Handwerk führt zu nichts. Bei uns sagt man, daß nur beim Flöhefangen Eile not tut.»*⁴

Auch auf dem XXII. Parteitag, der im Oktober 1961 stattfand, äußerte sich Scholochow zum gleichen Thema: *«Ich bin ganz beherrscht von einem verfluchten Drang: ich wünsche so sehr, daß es mehr gute Bücher gäbe, es gibt aber wenig. Da ärgert man sich über sich selbst und über andere. Aber Gescheites kommt dabei wenig heraus. Solche Fragen müssen in erster Linie kollektiv und ohne besondere Eile gelöst werden. Eile wäre in einer solchen Sache schwerlich ein guter Helfer.»*⁵

Damit jedoch nicht genug, ließ Scholochow auch auf dem XXIII. Parteitag (März/April 1966) sein altes *«ceterum censeo»* erklingen, indem er wieder von der mangelnden Zahl guter Neuerscheinungen sprach, aber zugleich verkündete: *«Das ist nicht Stagnation!»* Seine Begründung tönte diesmal noch mehr

nach eigentlicher Selbstverteidigung, selbst wenn er dies ausdrücklich in Abrede stellte:

«Was zum Beispiel die Literatur über den Krieg betrifft, so ist ihr langsames Vorankommen meines Erachtens auf die Schwierigkeit der Thematik zurückzuführen. Erst in den letzten Jahren haben Kriegsmemoiren bei uns weite Verbreitung gefunden. Viele unserer anerkannten Feldherren und Militärs haben sich noch nicht geäußert. Es ist aber wesentlich leichter, Erinnerungen als ein umfangreiches Werk der schönen Literatur zu schreiben.

Denken Sie ja nicht, daß ich mich hier rechtfertigen will: ich bin ja nicht der einzige, der über den Krieg schreibt, und nach uns werden noch viele darüber schreiben. Ich konstatiere nur eine Tatsache.»⁶

Sie kämpften für die Heimat

Diese Konstatierung in allen Ehren, aber es steht jedenfalls auch fest, daß Scholochow seit dem Zweiten Weltkrieg an einem großen Werk mit dem Titel *«Sie kämpften für die Heimat»* schreibt. Gelegentlich wurden auch (1943/44; 1949; 1954) einige kleine Teile aus dem Roman publiziert, hie und da gab es Hinweise darauf, daß das Werk schon zu einem gewissen Umfang gediehen sein mußte. So verkündete zum Beispiel N. S. Chruschtschow bei seinem Besuch Scholochows in *Wjoschenskaja* 1959:

«Michail Alexandrowitsch steht heute in der Blüte seiner enormen Begabung. Das beweisen der erste Teil seines Buches *«Sie kämpften für die Heimat»*, die Erzählung *«Ein Menschenschicksal»* und die neuen Kapitel aus *«Neuland unterm Pflug»*, die unlängst in der *«Prawda»* veröffentlicht wurden.»⁷

Sechs Jahre später war in einem Interview eines *«Prawda»*-Korrespondenten anläßlich der Nobelpreisverleihung wieder von Scholochows neuem Roman die Rede. Der Schriftsteller sprach von dem Tag, an dem ihn die Nachricht von der Preisverleihung in der kasachischen Steppe erreichte:

«Der 15. Oktober (1965) war überhaupt ein in jeder Beziehung glücklicher Tag für mich. Seit Tagesanbruch hatte ich ersprießlich an einem Kapitel aus dem ersten Teil meines Romans geschrieben, einem Kapitel, das mir verteuert viel Schweiß gekostet hat (wie bei Nikolai Strelzow sein Bruder eintrifft, ein General, als dessen Prototyp mir General M. F. Lukin, sein Leben und seine militärischen Leistungen gedient hatten), abends erfuhr ich von der Verleihung des Nobelpreises, und auf der abendlichen Jagd erlegte ich mit zwei Schüssen (den einzigen dieses Weidgangs) zwei großartige Gänse. Zudem hatte ich sie aus sehr großer Entfernung abgeschossen, das gelingt aber nicht oft!»⁸

Man hat nicht den Eindruck, daß ein Nobelpreis Scholochow aus dem Gleichgewicht zu bringen vermochte, woran die Erfahrungen von 1958 nicht unschuldig gewesen sein dürften. Jedenfalls bemerkte der Korrespondent der *«Prawda»*:

«An der geregelten Tageseinteilung Scholochows hat sich nichts Wesentliches geändert. Seite für Seite geht es mit der Arbeit an dem Roman *«Sie kämpften für die Heimat»* voran. Hier, im Zelt, befinden sich die Manuskriptentwürfe und die von ihm mitgebrachten Aufzeichnungen, die er an den Fronten des Großen Vaterländischen Krieges gemacht hatte. In der freien Zeit aber: die Jagd auf Wildgänse, Wildenten und Wildschweine, die das Binsendickicht der zahllosen *Wamysch-Samarauer* Seen bevölkern.»⁹

Aber obwohl Scholochow damals erklärte: *«Ich bin fest überzeugt, daß ich bald nach meiner Rückkehr aus Stockholm den*

³ Zit. nach *«Diskussionsreden auf dem XX. Parteitag der KPdSU»*, Dietz-Verlag, Berlin 1956, S. 335 f.

⁴ Aus *«Trybuna Ludu»*, Warschau, 30. 4. 1958, zit. nach *«Ost-Probleme»* Nr. 16, 17/1958, S. 594.

⁵ Zit. nach *«Sowjet-Literatur»* Nr. 2, Moskau 1962, S. 114.

⁶ Rede M. Scholochows auf dem XXIII. Parteitag der KPdSU (1966), zit. nach *«Sowjet-Literatur»* Nr. 7, Moskau 1966, S. 122.

⁷ Vgl. *«Sowjet-Literatur»* Nr. 11, Moskau 1959, S. 162.

⁸ *«Prawda»*, 22. 10. 1965 – ⁹ Ebd.

¹⁰ *«Prawda»*, 12.–15. 3. 1969: Die vollständige Übersetzung dieser Kapitel erscheint, zusammen mit einer umfangreichen Sammlung von Dokumenten, in Kürze unter dem Titel *«Sie kämpften für die Heimat»* im Arche-Verlag, Zürich.

ersten Teil des Romans «Sie kämpften für die Heimat» been- den werde», hofften die Leser vergeblich auf die baldige Publi- kation. Erst im März 1969 veröffentlichte die «Prawda»¹⁰ – recht unerwartet – einen neuen Auszug aus dem Roman, und es handelte sich hierbei (Zufall oder Absicht?) ausgerechnet um jenes Kapitel, das Scholochow 1965 in seinem «Prawda»-Inter- view erwähnt hatte.

Umwertung des Stalinismus

Eingebettet in die Erzählung von Nikolai Strelzows zerbren- chender Ehe und der großartigen Beschreibung eines Fisch- fangs, in welcher Scholochow – einmal mehr – seinem Namen als hervorragender Sänger der russischen Natur alle Ehre macht, ist die Geschichte von Nikolai Strelzows Halbbruder Alexander, welcher viereinhalb Jahre auf Grund einer falschen Denunziation im Strafarbeitslager in Sibirien gesessen hatte. Und wie in späteren Kapiteln das Kriegsgeschehen, so setzt auch hier Scholochow das persönliche Schicksal des Generals Alexander Strelzow (d. h. in Wirklichkeit M. F. Lukiñ) ge- wollt in eine kontrapunktische Bewegung zur Schönheit der Natur:

«Ein Schuft schwärzte etwa zehn Leute an, fast alle, mit denen er im Dienst während zwanzig Jahren verkehrt hatte: darunter auch mich. Und alle, die er verleumdet hatte, kamen ins Zwangsarbeitslager. Selbst die Frauen wurden verschickt, auch meine Anja natürlich. Du weißt doch sicher von den Verhören unter Folterungen, von den Methoden der gerichtlichen Untersuchungen und vom Lager-Regime? Ich hoffe, du hast es gehört!»
«Das habe ich.»

«So etwas läßt sich nicht verbergen, und ich werde dich damit nicht wieder quälen, ich will dich verschonen, Bruder. Das ist vorbei. An verschiedenen Orten und auf verschiedene Weise. Und nicht hierum geht es, sondern darum, wie dies geschehen konnte. Wer ist schuld?»

Diese Frage umreißt wohl im Tiefsten Scholochows ganzes Problem bei der Abfassung seines Buches. Er begann sein Werk zu einer Zeit, als Stalin offiziell der große Feldherr und Retter des Landes war, und er schrieb noch daran, als unter Chru- schtschow Stalin als Sündenbock für alle Übel herzuhalten hatte. Der Roman ist noch immer nicht beendet, doch inzwi- schen wechselte, nachdem die Parteiführung die negativen Folgen der Entstalinisierung auf politischem Gebiet erfahren mußte, die offizielle Doktrin für die Beurteilung Stalins ein weiteres Mal und man beginnt ihm auch wieder positive Seiten abzugewinnen.

Den Glauben an die Partei nicht verloren

Die Worte, welche von Scholochow dem General in den Mund gelegt werden, dürften sehr wohl die eigene Ansicht Scholo- chows widerspiegeln:

«Auch ich habe den Glauben in meine Partei nicht verloren und wäre selbst heute zu allem für sie bereit! Aber mein ganzes be- wußtes Leben auslöschen? Das Böse verschweigen? Ich kann es nicht! Ich fühle mich von Stalin beleidigt. Wie konnte er solches zulassen?! Als ich in die Partei eintrat, stand Stalin ge- wissermaßen im Schatten der großen Gestalt Lenins. Jetzt ist er der anerkannte Führer. Er stand an der Spitze des Kampfes für die Industrialisierung des Landes und für die Durchführung

der Kollektivierung. Zweifellos ist er die mächtigste Persön- lichkeit unserer Partei nach Lenin, und doch hat er dieser Partei so schweren Schaden zugefügt. Ich versuche, ihn objek- tiv zu beurteilen, und ich fühle, daß ich es nicht vermag.»

Selbst die Vorstellung, daß Stalin durch den damaligen Chef der geheimen Staatspolizei, Nikolai Jeschow, falsch informiert worden sei, will dem General als Entschuldigung nicht richtig passen. «Das ist alles kompliziert, Kolja. Teuffisch kompliziert! Lassen wir es vielleicht für heute genug sein, sonst wird uns der Fischfang nicht bekommen. Dieses Gift muß man in kleinen Portionen einnehmen, sonst könnte es schädlich sein.»

Es bleibe dahingestellt, ob die parteiamtlichen Zensoren bei einem so heißen (und immer wieder verändernden Einschät- zungen unterworfenen) Thema nicht das gleiche Prinzip ver- folgen und Scholochows «gefährlichen» Roman nur brocken- weise zur Veröffentlichung freigeben? Jedenfalls wird wieder einmal davon gemunkelt, Scholochow habe Schwierigkeiten mit der Zensur. Möglicherweise wünscht er jedoch auch selber noch einiges umzuschreiben.

Ein Teil des vor der Entstalinisierung erschienenen Romans, der den Rückzug der Roten Armee über den Don schildert, endete mit der patriotischen Rede eines Obersten an 27 Solda- ten, die von einem ganzen Regiment allein übriggeblieben waren:

«Soldaten! Das Heimatland und Stalin werden euch eure Taten und eure Leiden nie vergessen! Habt Dank, daß ihr die Fahne, euer Regimentsheiligtum, behütet habt! ...

Dieser Fahne hat Stalin im Jahre 1919 an der Südfront, wo das Regiment gegen die Denikinbanden gekämpft hatte, zweimal die militärischen Ehren bezeigt. Auf diese Fahne blickte Frunse am Siwasch. Woroschilow und Budjonny haben diese Fahne mehr als einmal im Kampf wehen sehen ...

Mag auch der Feind zeitweilig triumphieren, der Sieg ist den- noch unser. Und ihr werdet diese eure Fahne bis nach Deutsch- land tragen. Wehe dem Land, aus dem die Horden von Räu- bern, Mördern und Gewalttätern hervorgegangen sind, wenn erst die roten Siegesfahnen unserer Befreiungsarmee in den letzten Schlachten auf deutschem Boden wehen ... Ich danke euch, Soldaten!»¹¹

Man kann es Michail Scholochow in etwa nachfühlen, daß es unter den gegebenen Umständen nicht einfach ist, ein Roman- epos über den Zweiten Weltkrieg zu schreiben, vor allem, wenn man, wie er, ein bedächtiger Schreiber ist. Das Bild des Generals Alexander Strelzow, der einen so mächtigen Karpfen an die Angel bekam, daß er ihn nicht ins Boot zu ziehen ver- mochte, erhält hier beängstigenden Symbolcharakter. Aber Scholochow ist nicht nur ein erfahrener Fischer. Er verstand es sowohl unter Stalin als auch unter Chruschtschow seine Werke zu veröffentlichen, und alles deutet darauf hin, daß er den Sturz seines Verwandten und Gönners Chruschtschow mehr oder weniger unbeschadet überstand. Damit bleibt noch immer die Hoffnung, eines Tages vielleicht doch den ganzen Roman «Sie kämpften für die Heimat» vollendet und publiziert zu sehen.

Robert Hotz

¹¹ Zit. nach «Sowjet-Literatur» Nr. 8, Moskau 1959, S. 84.

VERLEGENHEIT MIT DEM ALTEN TESTAMENT?

Wenn am ersten Adventssonntag dieses Jahres entsprechend der neuen Lesungsordnung erstmals in einem Sonntagsgottes- dienst eine Lesung aus dem Alten Testament (AT) vorge- tragen wird (was bisher nur an Epiphanie und an Wochen- tagen der Quatember- und Fastenzeit geschah), könnten sich viele Prediger und Hörer einer Verlegenheit bewußt werden,

die sie jeden Sonntag erneut befallen wird. Denn einerseits sieht die neue Perikopenordnung für jeden Sonntag einen Text aus dem AT vor, der einer zweiten Lesung aus der neu- testamentlichen Briefliteratur, der Apostelgeschichte oder der Geheimen Offenbarung und einer dritten aus einem der vier Evangelien vorausgeht. Und andererseits können weder der

durchschnittliche Prediger noch das breite Pfarreipublikum mit dem AT viel anfangen. Viele Pfarrer fühlen sich seit Jahren außerstande, im Religionsunterricht oder auf der Kanzel über das AT zu sprechen. Die Ratlosigkeit der bibellesenden Laien ist nicht geringer.

Die Fragen, vor die der Religionslehrer, der Prediger und der Bibelleser gezwungen wird, sind zugleich hermeneutischer und glaubenspädagogischer Natur. Wie kann ich Texte des AT so auslegen, daß sie nicht im Widerspruch zu anderen Zeugnissen des AT oder NT stehen? Wie kann ich das AT so aktualisieren, daß es die Menschen heute nicht zu Juden (oder gar bloß zu Kennern der israelitischen Religions-, Staats- und Literaturgeschichte), sondern zu Jüngern Jesu macht? *Was haben wir als Christen aus dieser vorchristlichen Schriftensammlung zu lernen?* Haben alle Partien die gleiche Bedeutung für die Verkündigung und Liturgie, oder nach welchen Kriterien sollen sie ausgewählt, bzw. wenn die Auswahl schon getroffen wurde, ernstgenommen und hervorgehoben werden? Kann uns das AT inhaltlich dasselbe bedeuten wie einem M. Buber, A. Neher, den orthodoxen Juden heute, den Judaisten, gegen die Paulus kämpfte, oder darf es nach R. Bultmann nur als «Geschichte des Scheiterns», als Warnung vor selbstgerechter Gesetzesfrömmigkeit zur Sprache kommen?

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sollen im folgenden einige grundlegende Leitlinien für unseren Umgang mit dem AT herausgearbeitet werden.¹ Zwar sind mit ihnen die Sonderprobleme einzelner Texte und Themen noch nicht gelöst,² aber der Weg zur jeweiligen Einordnung einzelner Abschnitte in das Ganze einer zugleich bibelgerechten und spirituell wirksamen Verwendung des AT dürfte so vorgezeichnet und erschlossen werden.

Den einzelnen Text in die Gesamtbewegung des AT stellen

Zunächst ist darauf zu achten, daß man den einzelnen Text nicht isoliert und fixistisch auslegt, sondern in die Gesamtbewegung der alttestamentlichen (atl) Glaubensgeschichte und -überlieferung hineinstellt. Die Schriften, die uns heute in der täuschenden Geschlossenheit eines «Buches» vorliegen, sind in Wirklichkeit Überlieferungen von recht verschiedener Herkunft und mit einer etwa 1500 Jahre umspannenden Entstehungsgeschichte.

Kein Wunder, daß es in einer solchen Schriftensammlung neben einer tiefen Kontinuität, ohne die eine Zusammenfassung zu einer «Bibel» der nötigen Grundlage entbehrt hätte, auch Spannungen, ja Gegensätze gibt. Neben dem Preislied (und Lehrtext) von Genesis 1 auf die transzendente, totale Dankbarkeit und unbedingtes Vertrauen fordernde Schöpfungstat Gottes finden wir auch Aussagen, die den Schöpfer gar (noch nicht!) so weltüberlegen im Kampf mit den Mächten des Chaos zeigen (Ps 74, 13-17; 89, 11; Job 7, 12). Neben dem Heilsuniversalismus der jahwistischen Überlieferung stehen Aussagen, die den Heilswillen Jahwes auf das Volk Israel eingeschränkt glauben. Die Priestertradition sieht im Sinaibund vor allem die Errichtung des bis auf den Opferritus von Turteltauben festgelegten Kultes, während nach jahwistischer und elohistischer Anschauung am Sinai in erster Linie der Heils- und Rechtswille

¹ Zur theoretischen Begründung vgl. B. Grom, Hat das AT noch einen Platz in einer zeitgemäßen christlichen Unterweisung?, in: Religionsunterricht an höheren Schulen 11 (1968) 87-98 (mit weiterführender Literatur). Zur praktischen Anwendung in Katechese und Predigt: ders., Katechesen zum AT, Einsiedeln-Zürich-Köln (Benziger) 1967; Das AT als vorbereitende Christusverkündigung, in: Der Prediger und Katechet 107 (1968) 390-399; 476-486.

² Doch hier können Kommentare und Lexika weiterhelfen, z. B. die Reihe Das Alte Testament Deutsch, die Echter-Bibel, die Jerusalemer Bibel, das Bibel-Lexikon von Herbert Haag, X. Léon-Dufours Wörterbuch zur biblischen Botschaft und die Calwer Predigthilfen.

Jahwes mit Israel geoffenbart wurde. Das deuteronomistische Geschichtswerk hält die Treue zum Sinaibund und seinem Gesetz, die chronistische Geschichtsschreibung die Treue zum Kult und seinen Vorschriften für die entscheidende Bedingung für einen Wiederaufstieg Israels nach dem Untergang des Davidreiches, während einige Propheten die Überzeugung aussprechen, daß der Alte Bund mit seinem Kult und Gesetz den Fall Israels in die «Verlorenheit» (Is 6, 5; Jer 13, 23; Ez 16; 20; 23) nicht aufhalten konnte und daß das Heil nur von einem zukünftigen, endgültigen Handeln Jahwes zu erhoffen ist, das einen «Neuen Bund» stiftet, wo er seinem Volk ein neues Herz erschafft (Jer 31, 31f.; 24, 7; Ez 36, 24-28). In den messianischen Texten schließlich drücken sich Richtungen aus, die den Heilbringer als König eines neuerstandenen Davidreiches, als Jahweknecht mit universaler Erlöserfunktion oder als den aus der Welt Gottes kommenden Menschensohn erwarten.

Die atl «Kirche» stellte diese Schriften zu einem einzigen Buch zusammen, ohne ihre verschiedenen Auffassungen zu harmonisieren. Nach ihrer Überzeugung sind weder die eine noch die andere Schrift, weder das «Gesetz» noch die «Propheten» noch die Weisheitslehrer je für sich allein Grundlage ihres Glaubens und ihrer Zukunftshoffnung, sondern alle Schriften zugleich. *Eine Strömung muß die andere korrigieren, neu interpretieren, ergänzen.* Die Glossen und Zusätze, die man später an die überlieferten Texte anfügte, zeigen, daß man in dieser Mentalität der Synthese dachte und «daß man hier kein Buch der Bibel anders las als in «*analogia scripturae*», in der Sinneinheit der ganzen Schrift». So werden auch wir die einzelnen Texte des AT nicht verabsolutieren dürfen. Auch wir müssen die einzelne Aussage durch andere und zumal spätere Zeugnisse des AT korrigieren, um so zu einer Synthese zu kommen. Wer dies einmal mit Hilfe der «Theologie des AT» von G. von Rad oder thematischer Längsschnitte versucht hat, weiß, daß sich die atl Aussagen zwar gegenseitig relativieren, aber deswegen keineswegs aufheben.

Das AT vom Christusergebnis aus deuten

Aber eine rein inneralttestamentliche Synthese kann den Sinn des AT nicht endgültig bestimmen. Die vorchristliche jüdische Gemeinde hat ja das Buch, das sie als Grundlage ihrer religiösen Existenz betrachtete, nie abgeschlossen und so nie die Schrift und den Punkt bestimmt, von dem aus die definitive Bedeutung (erkenntnistheoretisch wie pädagogisch) der einzelnen Strömungen zu ermitteln ist. Sie ließ ihre Bibel für neue Schriften offen (erst um 100 n. Chr. hat die jüdische Synode von Jabne als Trennungslinie zum Christentum und als Grundlage einer Religion ohne Tempel für die Synagoge einen Kanon festgelegt) und damit offen für Neuinterpretationen der gesamten in ihr enthaltenen Botschaft.⁴ Ihre Bibel war noch unterwegs zu ihrem endgültigen Sinn, wie und weil die jüdische Gemeinde selbst noch unterwegs war zur endgültigen Antwort Gottes an das auserwählte und halsstarrige Volk.

Erst die christliche Gemeinde hat auf Grund ihrer Christuserfahrung das Heilige Buch der Juden für abgeschlossen erklärt und zusammen mit den neutestamentlichen (ntl) Schriften in den Kanon ihrer «Heiligen Schriften» aufgenommen, in denen die unüberholbare, endgültige Antwort Gottes an die Welt bezeugt ist. Damit hat die Urkirche den endgültigen Sinn des AT festgelegt: Es ist – wie auch die Verwendung des AT inner-

³ N. Lohfink, Über die Irrtumslosigkeit und Einheit der Schrift, in: Das Siegeslied am Schilfmeer, Frankfurt (Knecht) 1964, S. 60.

⁴ Vgl. hierzu besonders N. Lohfink, a. a. O. S. 44-80; K. Rabner, Über die Schriftinspiration, Freiburg (Herder) 1958; A. Jepsen, Sammlung und Kanonisierung des AT, in: RGG³ I, 1123-1126 und in: C. Westermann (Hrsg.), Probleme der atl Hermeneutik, München (Kaiser) 1960, S. 227-265.

halb des NT zeigt – Zeugnis von der *Vorgeschichte und Vorbereitung* auf das Geheimnis Christi. Es ist, wie man bald sagte und wie nur der Zeuge eines «neuen», endgültigen Ereignisses sagen kann, «Alter» Testament, Urkunde des «Alten» Bundes, vorletztes Wort vor dem Neuen Testament (NT) (Hebr 1, 1). Von der atl Überlieferungsgeschichte aus kann man das NT als letzte Schrift des AT betrachten (N. Lohfink), als Schrift, die mit ihrer unvergleichlichen, weil aus endgültiger Offenbarung hervorgehenden Autorität den Sinn des ganzen AT definitiv bestimmt.

Darum müssen wir über eine rein inneralttestamentliche Synthese hinausgehen und *das AT vom NT aus interpretieren*. Nur so werden wir der Intention gerecht, die die Urkirche und letztlich Jesus mit dem AT hatten und die in der Aufnahme seiner Schriften in den Kanon der christlichen Gemeinde den amtlichsten Ausdruck fand. «Wie ein alles bestimmender Notenschlüssel ist für diese von nun an das Christuskonzept an den Anfang der Partitur geschrieben» (N. Lohfink, S.63).

Was hier noch sehr im Blick auf eine theologische Erkenntnisproblematik ausgeführt wurde, enthält für die glaubenspädagogische Aufgabe der Kirche etwa folgenden Imperativ: In der Verkündigung und Katechese der Kirche soll das AT *in dem Maße wirksam werden*, als es in Ergänzung des NT (die Urkirche mutete auch den Heidenchristen ein gerütteltes Maß AT zu, weil sie eine Vertrautheit mit den Grundgedanken des AT für unerlässlich und dessen Gebetstexte – alle? – für nützlich hielt) auch heute die Menschen zur Mitte des NT, *zum Eintritt ins Christusgeschehen*, zur Annahme der Selbstmitteilung Gottes in Christus und im Pneuma führen kann. Nicht mehr und nicht weniger. Es kann letztlich nicht unsere Aufgabe sein, die Christen von heute ins AT «einzuführen». Vielmehr geht es darum, sie durch das AT hindurchzuführen (was allerdings einen echten Einstieg voraussetzt), indem wir den geistlichen Weg Israels zum Christusereignis gehen, soweit er auch uns immer wieder aufgetragen ist.

Nur von der in Christus geoffenbarten Selbstmitteilung Gottes aus können wir (hier unter Absehen von alters- und milieuspezifischen Unterschieden) entscheiden, was im AT auch für uns noch gültig und was hinfällig und sozusagen «Alter Orient» (F. Baumgärtel) ist. In dieser Sicht ist der Alte Bund, den das AT bezeugt, positiv: eine erste Heilsinitiative Gottes (über die Schöpfungstat hinaus), eine anfanghafte Antizipation des Neuen Bundes, in der Christus bereits als «die verborgene Mitte» (H. Schlier) und die «verborgene Entelechie» (K. Rabner) erkennbar ist. Er ist negativ: nur eine vorbereitende, vorläufige, unvollkommene, jetzt erfüllte und überholte heilsgeschichtliche Periode. Pastoral gewendet bedeutet das: Wir dürfen die im AT bezeugten Erfahrungen Israels mit Jahwe nicht als vergangene und uns nicht mehr betreffende Ereignisse darbieten, sondern müssen sie *als Vorbereitung und anfanghafte Verwirklichung der Selbstmitteilung Gottes, wie sie uns heute gilt, verdeutlichen*.

Israels Erfahrung mit Gottes Heilsinitiative herausarbeiten

So ernst wir die Mahnung G. von Rads: «Das AT ist ein Geschichtsbuch!», beachten müssen und so plastisch wir stets die alles verbindende und in Fluß haltende «große Geschichte der Bewegung von Verheißung zur Erfüllung hin» (W. Zimmerli) vor Augen haben sollen, müssen wir uns doch vor der Versuchung hüten, den rein chronologischen Rahmen, das bloß faktische «Und-dann-und-danach» im atl Heilsgeschehen überzubetonen. Herausarbeiten ist vielmehr *Israels existentielle Erfahrung mit Gottes Heilsinitiative*, insofern sie mutatis mutandis auch unserer Situation entspricht.

Herausarbeiten sind diese Pole des atl Heilsdramas: Wie *Gott* bereits seine Selbstmitteilung vorbereitet, und wie *Israel* dadurch aufgerufen («erzogen») wird, sich dem Nahen Gottes zu öffnen.

Das AT bezeugt uns ja immer wieder göttliche *Initiativen*; sie sind ihm bedeutender als die menschlichen Reflexionen über die Welt und ihren Grund. In diesen Zeugnissen begegnen wir bereits dem *Heilswillen Gottes*, der eben seit Abraham und endgültig in Christus und seiner Kirche auf uns zukommt, uns Heutigen gilt. In dieser Sicht können wir mit Israel, aber doch ganz aus unserer Situation der «erfüllten Zeit» (Mk 1, 15) und der Übererfüllung des AT heraus ein «neues Lied» anstimmen auf die unermüdliche und unbeirrbar Güte, in der Gott seit den Anfängen Israels (das Kerygma des Jahwisten) seine Selbsteröffnung vorbereitet und dank der er diesen Heilswillen nie aufgegeben hat, trotz der Untreue Israels, das – unsere eigene Verschlossenheit gegen Gott lebend – sich in jeder Generation als «Volk mit steifem Nacken» (so das deuteronomistische Geschichtswerk und die großen Propheten) erwiesen hat.

Der Nachvollzug kann uns trotz der Unvollkommenheit des Alten Bundes helfen, *unser spontanes, philosophisches Gottes- und Selbstverständnis* bereits in Richtung auf die Christusoffenbarung hin zu korrigieren und weiterzuentwickeln.⁵

► Die Konfrontation mit dem im Leben Abrahams und seiner Nachkommen handelnden «lebendigen» Gott kann die aller Spekulation innewohnende Gefahr bannen, daß wir uns Gott als *eshaftes Prinzip* vorstellen und seine Wesenszüge einseitig am Kosmos und nicht an seinem Heilshandeln mit uns ablesen. Daß wir die Art Gottes als Summe von notwendig aus seinem Wesen hervorgehenden Attributen zu kennen meinen, anstatt uns *dem absolut Unverfügbaren*, Freien und in unser Leben Eingreifenden *gegenübergestellt zu wissen*.

► Wenn wir den inneren Weg Israels gehen, werden wir vor allem auch der Aufforderung begegnen, alle mythische und polytheistische Gottvergessenheit und Distanz aufzugeben und einen *radikalen Monotheismus* zu leben (Ex 20, 2f). Monotheismus bedeutet aber im Hinblick auf das Christusgeschehen bereits «das Bekenntnis der Möglichkeit und Realität der unmittelbaren Begegnung zwischen der Kreatur und der Person Gottes, wie er an sich ist: die formale Antizipation der Lehre des Christentums von der Gnade, Offenbarung und Selbstmitteilung Gottes»,⁶ und solcher Monotheismus ist auch für das NT «praktisch eine immer neue Aufgabe».⁷ Denn der existentielle Polytheismus ist «eine bleibende Gefahr jedes religiösen Lebens, auch wenn er heute in unthematischerer Form auftritt» (Rabner|Vorgrimler, S. 292), und mit der «Zertrümmerung der Götzen» (M. Scheler) sind wir nie am Ende.

► Auf diesem Weg werden wir uns auch unserer eigenen, tief verwurzelten *Verschlossenheit* gegenüber Gott bewußt werden, unseres «steifen Nackens» (vgl. die deuteronomistische und prophetische Verkündigung: Mich 3, 8; Is 58, 1) und auch der Vergeblichkeit aller Selbsterlösungsversuche, so daß auch wir erfahren, daß wir nur durch den Erlöst werden können, der uns ein «neues Herz» (Jer 31, 31f.; Ez 36, 26) gibt, durch das wir Gott «in Geist und Wahrheit anbeten» (Joh 4, 24) können, befreit zum «Wandel im Geiste» (Röm 8, 1-4).

► Mit der Offenheit des radikalen Monotheismus kann uns das AT auch lehren, das Leben und die Zeit als *wahre Geschichte im Horizont des göttlichen Willens zu endgültiger Vollendung* zu sehen. Daß wir die Welt und das Leben nicht mythisch als etwas in sich Ruhendes und unabänderlichen Gesetzen Unterworfenen betrachten, sondern als Voraussetzung für eine neue Schöpfung, die von der absoluten Nähe Gottes durchstrahlt ist.

⁵ Analog zur Forderung F. J. Schiessers (LThK I, 395) an die Theologie: «Alle Begriffe, die theologischem Denken dienstbar gemacht werden sollen, können und müssen durch das Medium atl Existenzverständnisses hindurchgehen.»

⁶ K. Rabner|H. Vorgrimler, Kleines Theologisches Wörterbuch, Freiburg (Herder) 1964, S. 246.

⁷ E. Stauffer, in: TWNT III, S. 102.

Das AT sollte uns bereits die Erfahrung vermitteln, daß Gott wesentlich der «Mit-uns-handeln-Wollende» ist (*J. Moltmann*), und zwar (entgegen neugnostischen Mythisierungstendenzen) in einer wirklichen Geschichte, letztlich im Realismus der inkarnierten und auf eschatologische Vollendung zielenden Liebe Gottes, der wir trotz aller Anfechtungen (wie bei Abraham und dem Volk des Exodus) und allen Wartenmüssens (vgl. die Appelle der letzten Propheten) ein uneingeschränktes Vertrauen entgegenbringen müssen.

► Vorbereitung auf die Selbstmitteilung Gottes bewirkt das AT auch dadurch, daß es uns aufruft, mit Israel *unsere Erwartungen*

an Gott, unsere religiöse Hoffnung zu läutern (ohne darum die Vollendung der Welt abzuschreiben). Von der Verheißung zahlreicher Nachkommenschaft für Abraham bis zur prophetischen Ansage einer inneren Erneuerung des Volkes berichtet das AT immer wieder von Erfüllungen, denen noch größere Verheißungen folgen. Es tut sicher auch heute not, mit Israel zu lernen, auf welche «Heilsgüter» es Gott ankommt – gerade auch nach dem NT (vgl. Mt 6, 33: «Suchet zuerst das Reich Gottes» mit der Bitte des jungen Salomon um Weisheit, 1 Kön 3, 4-15) – und wo wir unsere Sorge um irdisch-jetztzeitliche Daseinsicherung übersteigen müssen.

B. Grom, Pullach/München

ZUR GESCHICHTE DES INTEGRALISMUS

Ein lehrreiches Buch von Emile Poulat

Vorbemerkung: In «La Revue Nouvelle» hat vor kurzem¹ Msgr. Aubert, Löwen, selbst ein Spezialist auf dem Gebiet des Modernismus, einen eingehenden kritischen Bericht zum Buch Emile Poulats über die antimodernistische Geheimorganisation «La Sapinière, 1909–1921» geschrieben. Daß wir diesen Beitrag Auberts, der streng wissenschaftlich gehalten ist, in deutscher Übersetzung und mit einigen, unseren Verhältnissen entsprechenden Kürzungen und Erweiterungen von Prof. A. Gommenginger hier abdrucken können, verdanken wir der Güte des Autors. Die Parallelen in Geist und Methode zu manchen gegenwärtigen antiprogressiven Strömungen springen in die Augen. Das mag zur Beruhigung der Atmosphäre beitragen. *Tela praevisa minus ferunt* (Pfeile, die man vorausieht, schaden nur wenig).

Die Redaktion

Mit Recht hat der Hl. Stuhl zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor den entstehenden modernistischen Irrtümern gewarnt und Abwehrmaßnahmen ergriffen. Er setzte die Werke bekannter Modernisten auf den Index und erließ 1907 das Dekret «Lamentabili» und die Enzyklika «Pascendi». Auf diese doktrinale Stellungnahme folgte leider eine eigentliche «Hexenverfolgung». Ihre Opfer, treue Diener der Kirche, deren einziges Vergehen darin bestand, traditionelle, überholte Positionen aufgeben zu wollen, welche nach Ansicht der furchtsamen Konservativen wegen Gefährdung des Glaubens unaufgebbar waren. Diese unerleuchteten Verteidiger der Orthodoxie machten keinen Unterschied zwischen echten Häretikern, abenteuerlichen, theologisch unsicheren Geistern, unvorsichtigen Progressisten und echten Katholiken, die damals schon die Notwendigkeit eines «aggiornamento» auf den verschiedenen Gebieten des Geistes- und kirchlichen Lebens erkannten. Die Verteidiger eines «integralen Katholizismus» – man nannte sie daher «Integralisten» – vergifteten die letzten Jahre des Pontifikats Pius' X. Die katholische Kirchengeschichte lastete ihnen – um den Papst rein zu waschen – die Verantwortung für das Unerfreuliche im Antimodernistenkampf an. Die Integralisten arbeiteten weitgehend, aber nicht ausschließlich, im Dunkeln. Ihre Wühlarbeiten blieben deswegen lange fast unbekannt und vieles wird wahrscheinlich für immer unbekannt bleiben.

Von 1921 an kam ein wenig Licht in dieses Dunkel, aber unter Umständen, die gewissenhaften Historikern kein eindeutiges Urteil erlaubten. Beim Seligsprechungsprozeß Pius' X. wurde das Dunkel etwas erhellt durch geheime Protokolle, die nur Eingeweihten zugänglich waren. Diese trübe Periode der zeitgenössischen Kirchengeschichte war der Gegenstand einer jahrelangen, mühsamen Untersuchung und Forschung durch *Emile Poulat*, deren Resultat er in seinem streng wissenschaftlichen Werk: *Intégrisme et catholicisme intégral. Un réseau*

secret international antimoderniste: La «Sapinière» (1909–1921)² veröffentlichte.

Benigni und sein Spionageinstrument

Während des Ersten Weltkrieges hatten die deutschen Besatzungsbehörden in Belgien auf Grund einer nichtzutreffenden Beschuldigung bei einem Genter Rechtsanwalt, *Jonckx*, Papiere beschlagnahmt, welche die Existenz einer schon lange vermuteten, geheimen Organisation bestätigten. Ein römischer Prälat, Msgr. *Benigni*, Unterstaatssekretär der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten von 1906–1911, hatte sie aufgezogen, um, unter Umgehung der Bischöfe, alle zu denunzieren, die ihm verdächtig schienen, die katholische Lehre – oder was er dafür hielt – nicht kompromißlos zu verteidigen, sondern im Gegenteil eine Öffnung der Kirche auf die moderne Welt herbeizuführen versuchten. Benigni wollte seiner Organisation den Status eines, wie wir heute sagen würden, Säkularinstitutes geben. Die kanonische Bestätigung konnte er nicht erreichen; doch erhielt er von Pius X. Breven, die seinen Glaubenseifer belobigten.

In dieser Organisation gab es einen engen Kreis von Eingeweihten, die für ihre Korrespondenz einen «Code» benützten, den man unter den beschlagnahmten Papieren fand, und einen weiteren Kreis von Helfern, die das Werk mit Tat und Wort unterstützten. Die Organisation nannte sich «Sodalitium Pianum» nach Pius V., oder kurz «Sapinière». Protektor war der Präfekt der Konsistorialkongregation, Kardinal *de Lai*, der starke Mann des Pontifikats Pius' X.

Zur Person Benignis ist zu sagen, daß er kein Karrieremacher war und sich auch nicht bereichert hat, wie Kardinal Gasparri ihm vorwarf; er war ein religiöser Fanatiker. Poulat bezweckte nur die Veröffentlichung eines Dossiers, wie er im Vorwort schreibt, und wollte kein abschließendes Urteil über das Pontifikat Pius' X. abgeben, obwohl er gelegentlich andeutet, zu welcher persönlichen Meinung er gekommen ist.

Was bedeutete Integralismus am Anfang unseres Jahrhunderts in der Sicht der damaligen Protagonisten? Im Artikel 1 des Programms des Sodalitiums Pianum steht: «Der integrale römische Katholik nimmt vollständig (integral) die Lehre, die Kirchenzucht, die Direktiven des Hl. Stuhles mit allen daraus folgenden legitimen Konsequenzen für den Einzelnen und die Gesellschaft an. Er ist päpstlich, klerikal, antimodernistisch, antiliberal, antisektiererisch ... Integral römisch-katholisch sein, heißt, das Römisch-katholische ohne Zusätze und ohne Abstriche bejahen, und nicht wie die liberalen und sozialen Katho-

¹ La Revue Nouvelle, Nr. 7–8, juillet-août 1969, p. 15–38.

² Emile Poulat, *Intégrisme et catholicisme intégral. Un réseau secret international antimoderniste: La «Sapinière» (1909–1921)*, Casterman, Tournai, 1969, p. 626.

liken oder ähnliche Gruppen die Rechte der Kirche für das religiöse und soziale Leben in Theorie und Praxis einzuschränken.»

Artikel 3: «Wir betrachten als Wunden an dem menschlichen Leib der Kirche den Geist und die Tatsache des Liberalismus, der sogenannten katholischen Demokratie wie auch die des intellektuellen und praktischen, radikalen und gemäßigten Modernismus.»³

«Die Kirche und der Papst sind eins»

Nach dem Zweiten Vatikanum und der Konstitution über die Kirche in der Welt, jetzt, wo sich der Pluralismus immer mehr durchsetzt, scheinen uns derartige Auffassungen sehr sektierisch. Nach den Konzilsdekreten, welche die alte Tradition der kollegialen Natur der Kirche wieder in Erinnerung gerufen haben, staunt man über den betonten «Papalismus» der integralen Katholiken, wie wir ihn in verschiedenen Schriften finden, z. Beispiel: «Wir sind integrale Katholiken, weil wir über alles und über allen nicht allein die traditionelle Lehre der Kirche im Bereich der absoluten Wahrheiten, sondern auch die Direktiven des Papstes in dem Bereich des menschlichen Lebens setzen. Die Kirche und der Papst sind eins».⁴ Man sollte sich nicht darüber verwundern, denn damals wagte nur eine Minderheit den traditionellen Charakter eines maßlosen Ultramontanismus in Frage zu stellen, eines Ultramontanismus, der sich im 19. Jahrhundert durchgesetzt hatte und von «anerkannten» Theologen als die einzig richtige orthodoxe Lehre verteidigt wurde. Die oben erwähnte Stelle einer integralen Schrift gibt nur die Auffassung wieder, die Pius X. selbst in einer Ansprache verkündet hatte: «Wenn man den Papst liebt, diskutiert man nicht darüber, wie weit die strenge Verpflichtung des Gehorsams geht und wo sie aufhört. Wenn man den Papst liebt, grenzt man den Bereich, in dem er seinen Willen verkünden darf und soll, nicht ein. Man stellt der Autorität des Papstes nicht die Autorität anderer Personen, die eine abweichende Ansicht vertreten, entgegen. *Wie groß auch ihr Wissen und ihre Gelehrsamkeit sei, ihnen fehlt die Heiligkeit, denn es gibt keine Heiligkeit, wo man anderer Ansicht ist als der Papst.*»⁵

Gefahr auf dem Gebiet der «Soziologie»

Die Integralen waren – in voller Übereinstimmung mit Pius X., wie Poulat mehrere Male betont – überzeugt, daß der lehrhafte Modernismus nach den Verurteilungen zwar vernichtet, aber der Kampf für die Orthodoxie nicht beendet sei. «Als wenn es nur den radikalen, maßlosen Modernismus gäbe, als wenn man nur Fieber bei 40 Grad habe», sagte Benigni. Es galt den Kampf gegen eine modernistische Seelenhaltung, gegen modernistische Tendenzen auf allen Gebieten fortzusetzen. Die integralen Katholiken führten diesen Streit nicht aus einer Theologen-Eifersucht gegen Konkurrenten, die auf die jüngere Generation einen starken Einfluß ausübten; für sie war es eine heilige Pflicht der Gläubigen angesichts einer echten Glaubensbedrohung. Viele von ihnen waren keine Fachtheologen, wie Benigni selbst und seine Mitarbeiter. Nach ihnen drohte die wirkliche Gefahr seit den feierlichen Verurteilungen von 1907 nicht mehr auf dem Gebiet der Exegese, Theologie, Philosophie, sondern in dem Bereich, den man damals Soziologie hieß, das heißt in den Beziehungen zwischen der Kirche und der Gesellschaft. Es ist überraschend, welchen Platz diese Fragen in ihren Schriften einnehmen. In den Bestrebungen der Christlichdemokraten mit ihren vielen Schattierungen – und Gott

weiß wie groß die Unterschiede waren zwischen einem R. Murri, einem Abbé Lemire, dem «Sillon», dem Volksverein von Mönchengladbach, P. Ruuten, dem Initiator der christlichen Gewerkschaften in Belgien, um nur einige Beispiele zu nennen – sahen die integralen Katholiken unter einer anderen Form das Wiederaufleben des liberalen Katholizismus, dieses Mini-Katholizismus, den Pius IX. im Syllabus und in anderen Dokumenten verurteilt hatte.

Die integralen Katholiken warfen den Christlichdemokraten die Tendenz vor, mit ihren sozialen Bestrebungen (Vorurteilen) die theologische und kirchliche Bevormundung abschütteln zu wollen, während sie, die Integralen, angesichts der fortschreitenden Entchristianisierung sich um den doktrinalen Integralismus scharen wollten. Auf diesem, wie auch auf vielen anderen Gebieten stimmten ihre Überzeugungen und Sorgen mit denen des Papstes überein. Aufschlußreich ist ein Artikel in der «Civiltà Cattolica» vom 21. Februar 1914, der wahrscheinlich vom Papst direkt inspiriert war, sicher aber seine ausdrückliche Billigung fand. In diesem Artikel mit dem Titel «Sindacalismo cristiano?» werden die «christlichen» Gewerkschaften scharf verurteilt, denn die Gewerkschaften, ein Kampfinstrument, können nicht christlich sein. Daß das Eigentum eine soziale Funktion habe, wird als eine Lehre gegen den Geist des Evangeliums gebrandmarkt. Soziale Gerechtigkeit wie auch die Solidarität sind keine Tugenden, sondern eine Anhäufung von Irrtümern, die der natürlichen Ordnung widersprechen. Von den christlichen Gewerkschaften wird in diesem Artikel gesagt, «sie seien falsch in ihren Voraussetzungen, verderblich und illusorisch in ihren Zielen, maßlos und zerstörerisch in ihren Mitteln. Streik ist eine unannehmbare Erpressung».⁶ Jedermann sieht die Kluft zwischen diesen Ansichten und «Populorum progressio».

Überschätzter Einfluß der «Sapinière»

Über das Sodalitium Pianum, das Benigni gegründet hatte, wurde viel geschrieben und gerätselt. Es ist das Verdienst von Poulat, einwandfreie Unterlagen zu liefern. Das Sodalitium umfaßte nur eine kleine Gruppe von Personen, die unter der Leitung von Benigni standen; doch hatte es Beziehungen zu anderen Integralisten, die Benigni benützte, aber ihnen gegenüber immer eine gewisse Distanz bewahrte. Auch der Einfluß der Presseerzeugnisse des Sodalitiums war nicht so groß, wie man bisher annahm. Die meisten hatten mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen und Benigni erhielt vom Papst Geldzuwendungen. In Deutschland verfochten die integralistische Tendenz die Zeitschrift «Klarheit und Wahrheit» des Grafen von Oppersdorff, über dessen Undiszipliniertheit sich Benigni öfters beklagte, die «Petrusblätter» in Trier, deren Redaktor bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges Dr. Rüegg war, der spätere Gründer der KIPA. Die Ausstrahlungskraft des Integralismus war nach Ländern sehr verschieden. In Frankreich waren viele Bischöfe Anhänger der «Action française», konservativ, Gegner der Prinzipien der Französischen Revolution und der Republik, wenig aufgeschlossen für demokratische und soziale Anliegen.

Im deutschen Episkopat waren die Integralisten eine Minderheit wie Kardinal Kopp von Breslau und Bischof Korum von Trier. Daher konnte sich Pius X. im Gewerkschaftsstreit zwischen der Kölner und der Berliner Richtung nicht durchsetzen und er mußte widerwillig die christlichen Gewerkschaften dulden, während seine Vorliebe den katholischen Gewerkschaften galt. Während in Frankreich die praktizierenden Katholiken in viele politisch konservative Gruppen zersplittert waren, umfaßte in Deutschland das Zentrum den größten Teil der katholischen Minderheit und hatte sich gegenüber dem Hl. Stuhl eine gewisse Freiheit verschafft (Septennat). Im Volksverein von Mönchengladbach hatten sich die deutschen Katholiken eine mächtige sozial eingestellte Organisation geschaffen, während die «Action populaire» von P. Desbuquois mühsam um ihre Anerkennung ringen mußte.

In Italien standen die Gegner des Integralismus in tiefer päpstlicher Ungnade, wie Kardinal Ferrari in Mailand, Kardinal Maffi von Pisa, der Erzbischof von Bologna, *Della Chiesa* – Benedikt XV., der Nachfolger Pius' X., – der sieben Jahre auf den Kardinalshut warten mußte, der Bischof von Como, *Radini-Tedeschi*. Seinen Sekretär, *Roncalli*, der selber des

³ Poulat, *Intégrisme*, p. 119 s.

⁴ «La Vigie» vom 5. Dezember 1912 (nr. 1). Siehe Poulat, *Intégrisme*, p. 99 s. Zu Recht bemerkt Poulat, daß die eifrigsten Anhänger Pius' X. sich für Leo XIII. weniger begeistert gezeigt hatten.

⁵ Ansprache vom 12. November 1912 (Poulat, p. 458).

⁶ Poulat, p. 488.

Modernismus' verdächtigt wurde, hat diese Erfahrung tief beeindruckt und bestimmte entscheidend seinen Entschluß zu seinem (Aggiornamento) als Johannes XXIII.

Eine Legende hat Poulat auf Grund der Akten zerstört: Benigni, der Mann des Kardinals *Merry del Val*, der seinerzeit den (guten und frommen

Der Glaube der Kirche

Handbuch katholischer Dogmatik in zwei Bänden von Michael Schmaus

Bei gleichzeitiger Bestellung beider Bände 10 % Rabatt.

Band I: XVI, 792 Seiten, Linson DM 48.—, Hueber-Nr. 7058

Band II: erscheint im Frühjahr 1970

«Waren schon bisher die Dogmatikbände des Münchener Gelehrten von Auflage zu Auflage ein guter Gradmesser für die Wandlungen innerhalb der katholischen Theologie und Kirche, so wird an diesem völlig neuen Entwurf deutlich, wie sehr aufgeschlossene katholische Theologie unserer Tage das Gespräch mit dem modernen Menschen sucht.»

Orientierung

Max Hueber Verlag München

Office du Livre, Quartier St-Jacques 930, 1701 Fribourg

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen

Redaktion: Mario von Galli, Ladislaus Boros, Max Brändle, Albert Ebner, Ludwig Kaufmann, Joseph Renggli

Ständige Mitarbeiter: Georg Bürke, Wien; Jakob David, Dortmund/Zürich; Alfons Gommenginger, Zürich; Robert Hotz, Lyon/Zürich; Joseph Rudin, Zürich

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (051) 36 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842
Deutschland: Volksbank Mannheim, Postscheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung»), Bankkto.-Nr. 12975) – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 (Vermerk «Orientierung» 26849) – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung» C.E. Suisse No 20/78611 – Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung» – Dänemark: P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: sFr. 17.— / DM 18.— / öS 100.— / FF 23.— / bFr. 210.— / dän.Kr. 28.— / Lire 2500.— / US \$ 5.—
Halbes Jahr: sFr. 9.— / DM 9.50 / öS 60.—
Gönner: sFr. 22.— / DM 23.— / öS 130.—
Studenten: jährlich sFr. 10.— / DM 10.— / öS 70.—
Einzelnummer: sFr. 1.— / DM 1.— / öS 6.—

Papst) zur Intransigenz verführte. Das Verhältnis zwischen dem Kardinalstaatssekretär und Benigni war sehr kühl. Die beiden hatten dasselbe Ideal, aber verschiedene Auffassungen über das Vorgehen. Benigni wirft Merry del Val seine Furchtsamkeit, seine Diplomatenchwäche vor, die ihn bei Schwierigkeiten und Opposition zurückweichen ließen. Was die Abberufung Benignis als Unterstaatssekretär veranlaßt hat, ist bis heute unbekannt. Wir wissen jetzt, daß von 1913 an der Widerstand gegen den Integralismus in der Kirche und in Rom gewachsen war, und so werden die öftern Klagen Pius' X. über seine Isolierung verständlich: «Non est vir mecum» (Kein Mensch hält zu mir). (Schluß folgt) Prof. Roger Aubert, Löwen

... wir brauchen nur Ihre Anschrift

und Sie erhalten kostenlos 6 Monate lang unsere Informationen über Gelegenheitskäufe von Büchern (alle Wissensgebiete) aus Restauflagen (Modernes Antiquariat).

Bücher-Kompaß, 69 Heidelberg-Wieblingen (Abt. 65)

«Beide Interko-Reisen haben mir einen unauslöschlichen Eindruck gemacht...»
M. E., Andelfingen
«... fühle ich mich gedrängt, die Interko für die reibungslose Organisation zu beglückwünschen...»
P. E. F., Olten

Biblische ökumenische Studienreisen im Jahre 1970

unter wissenschaftlicher Führung von Fachtheologen

Heiliges Land (Israel)

Mit Besuch aller bedeutenden biblisch-archäologischen Stätten von den Quellen des Jordans am Hermon bis nach Eilath am Roten Meer (17 Tage). 73. bis 76. Wiederholung.

1. Reise: Ostersonntag, 29. März, bis Dienstag, 14. April
Leitung: Prof. Dr. Rudolf Schmid, Luzern

2. Reise: Ostermontag, 30. März, bis Mittwoch, 15. April
Leitung: Dekan Dr. Otto Bächli, Subr-Aarau

3. Reise: Montag, 6. April, bis Mittwoch, 22. April
Leitung: Prof. Georg Schelbert, Schöneck und Luzern

4. Reise: Sonntag, 27. September, bis Dienstag, 13. Oktober
Leitung: Dr. theol. Peter Welten, wissenschaftl. Assistent an der Evangel. theol. Fakultät der Universität Tübingen

Vorderer Orient

Die Umwelt der Bibel: Libanon, Syrien, Jordanien, mit Besuch von Byblos, Ugarit, Palmyra, Damaskus, Gerasa, Amman, Petra u. a. m. (15 Tage). 11. Wiederholung.

von Montag, 5. Oktober, bis Montag, 19. Oktober
Leitung: Univ.-Prof. Dr. Hans J. Stoebe, Basel

Griechenland einschliesslich Kreta und Rhodos

Auf den Spuren des Apostels Paulus

Mittwoch, 1. April, bis Freitag, 17. April (17 Tage). 6. Wiederholung.

Leitung: Prof. Dr. Georg Christ, Zürich

Türkei

Auf den Spuren der Hethiter, der Apostel Paulus und Johannes und des frühen Christentums (17 Tage). 3. und 4. Wiederholung.

1. Reise: Montag, 6. April, bis Mittwoch, 22. April

Leitung: Univ.-Prof. Dr. Bo Reicke, Basel

2. Reise: Montag, 28. September, bis Mittwoch, 14. Oktober

Leitung: Univ.-Dozent Dr. Marcell Restle, München

Sämtliche Reisen werden mit neuesten Kursflugzeugen durchgeführt. Ausgezeichnete Hotels, beste, in 16jähriger Erfahrung bewährte Organisation. Günstige Preise, alles eingeschlossen.

Referenzliste und detaillierte Programme von

INTERKO

Interkonnessionelles Komitee für Biblische Studienreisen
Geschäftsstelle: Eugen Vogt, Postfach 616, 6002 Luzern.
Telefon (041) 23 56 47 oder (041) 36 55 38